Zeitschrift: Unsere Kunstdenkmäler : Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte = Nos monuments d'art et d'histoire : bulletin destiné aux membres de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse = I nostri monumenti storici : bollettino per i membri della Società di Storia dell'Arte in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 32 (1981)

Heft: 2

Artikel: Gotische Architektur im Waadtland

Autor: Grandjean, Marcel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-393406

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GOTISCHE ARCHITEKTUR IM WAADTLAND

von Marcel Grandjean

Der nachfolgende Text ist der *«Encyclopédie illustrée du Pays de Vaud»* entnommen und stammt von Prof. MARCEL GRANDJEAN, der unseren deutschsprachigen Lesern damit Einblick geben möchte in eine kunstgeschichtliche Epoche, die immer noch nur sehr ungenügend bekannt und erforscht ist. Die Gotik hat die westschweizerische Kunstlandschaft ganz entscheidend geprägt und auch die eigenständigsten Werke hervorgebracht. Aber neben dem allüberragenden Monument der Kathedrale von Lausanne und dem weltweit berühmten Schloss von Chillon sind die vielen spätgotischen Häuserfassaden, die zahlreichen kleineren Schlösser und Stadtanlagen, die auch häufig unscheinbaren Stadt- und Dorfkirchen verhältnismässig unbeachtet geblieben.

Dieses weitgehend noch unerschlossene Gebiet hat Prof. MARCEL GRANDJEAN, der Hauptautor des Bandes 6 der *«Encyclopédie illustrée du Pays de Vaud»* (*Les Arts. Architecture, Peinture, Littérature, Musique I.*, Vingt-quatre Heures, Lausanne 1976), in seiner Thèse in unermüdlicher und mühevoller Pionierarbeit wissenschaftlich erforscht – ein Werk, das hoffentlich bald veröffentlicht werden kann.

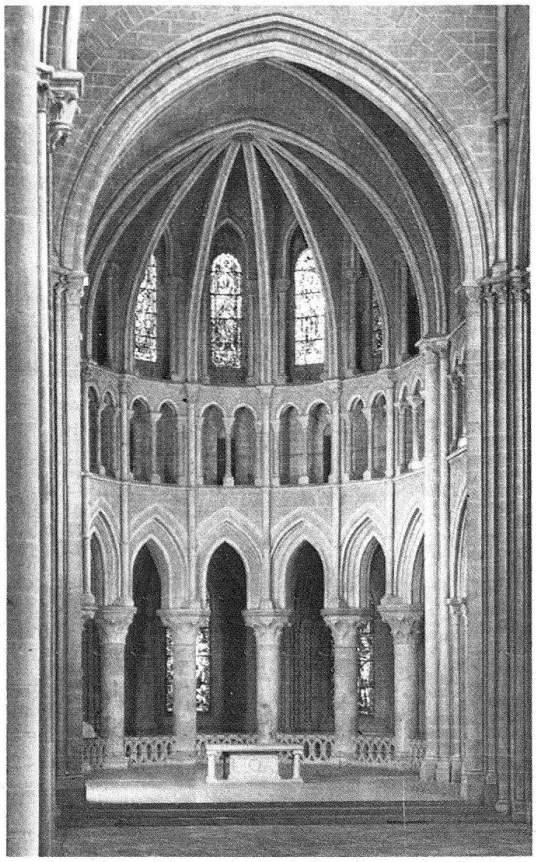
Die Kapitel über die Kathedrale von Lausanne wurden bewusst ausgeklammert, da dieses Bauwerk hinreichend bekannt ist und durch Publikationen der GSK (ein Kunstdenkmälerband, die 1975 erschienene Monographie *«La Cathédrale de Lausanne»* und *«Schweizerische Kunstführer»*) unseren Mitgliedern nahegebracht worden ist. Der Text in diesem Heft gilt in erster Linie dem gotischen Pays de Vaud inconnu, einem nicht minder reizvollen architektonischen Schaffen im weiteren Gravitationsfeld der grossen Kathedrale.

Wir danken dem Direktor der Encyclopédie, BERTIL GALLAND, und den Editions Vingt-quatre Heures in Lausanne nachhaltig für den Nachdruck der Kapitel über die Sakralarchitektur, den Städtebau und die Profanarchitektur sowie über die militärische Architektur der Gotik im Waadtland und wissen es besonders als Geste der Zusammenarbeit zu schätzen, dass auch die entsprechende Illustration aus den Bänden 4, 6 und 7 (in Auswahl) mitverwendet werden durfte. Die *«Encyclopédie illustrée du Pays de Vaud»* ist ein beispielgebendes umfassendes Werk, das in grossen Auflagen ediert werden kann (das Echo in der Leserschaft ist überaus lebhaft und zustimmend); acht Bände können im Buchhandel bereits erworben werden (Payot SA, Lausanne), die restlichen zwei werden in nächster Zeit folgen.

DIE SAKRALARCHITEKTUR

Die Technik der Gotik kennzeichnet sich hauptsächlich durch die Verwendung der Kreuzrippe. Mit den ästhetischen Prinzipien der Gotik ist sie aber nicht unbedingt gleichzusetzen. Diese streben nämlich, mit den Mitteln eben dieser Technik, wenn schon nicht nach dem vollständigen Verschwinden der Mauer, so doch nach deren Durchbrechung und Auflösung zugunsten einer grösseren Lichtfülle. Die Technik an sich erscheint in unserer Region wahrscheinlich erstmals in der Vierung der Abteikirche von Payerne, und zwar im Zuge der allgemeinen Ausbreitung der voll entwickelten benediktinischen Architektur. Das Gedankengut der gotischen Formideale hingegen, die typisch gotische Ästhetik, kann in unserem Gebiet nur in Form eines direkten Beitrages aus der Fremde übernommen worden sein; so hat sie sich denn auch nicht zusammen mit dem normalen Ablauf unserer regionalen Architektur entwickelt.

Diese Tatsache macht die wahre Bedeutung der Kathedrale von Lausanne erst richtig begreifbar. Hier wird nämlich der neue, importierte Stil als bereits stark ausgearbeiteter, aber noch nicht klassisch artikulierter Formenkosmos erstmals fassbar. Er wird dabei, nach einigen widersprüchlichen Versuchen, an ein Bauwerk herangetragen, das in verschiedener Hinsicht noch stark archaisierende Züge aufweist, passt es der neuen Zeitströmung an und erschwert dadurch zugleich seine genaue Interpretation.



Lausanne. Kathedrale. Der spätromanische Chor mit dem Chorumgang, um 1170–1175

Moudon. Kirche St-Etienne. Gegenüber der vorbildhaften Kathedrale von Lausanne in Plan und Aufbau vereinfacht, auf die Dimensionen einer Pfarrkirche reduziert; Ende 13., anfangs 14. Jh. ▷

Das 13. Jahrhundert nach dem Bau der Kathedrale

Abgesehen von der Kathedrale und einigen weniger bedeutenden oder archaisierenden und schwer datierbaren Bauten (Saint-Paul in Villeneuve usw.), profiliert sich die einheimische Architektur des 13. Jahrhunderts erst in der zweiten Hälfte des Säkulums. Diese Periode sieht das Entstehen der polygonal geschlossenen Chöre von Lutry und Saint-François in Lausanne; typisch für die Epoche ist ihre sehr nüchterne Befensterung durch masswerklose Öffnungen, die von einem Oculus, einem Rundfenster, überhöht werden, wie man sie in der Ile-de-France findet. Stärker aber noch als diese beiden Gotteshäuser markiert die grosse Pfarrkirche Saint-Etienne von Moudon – errichtet vom letzten Viertel des 13. bis ins erste Viertel des 14. Jahrhunderts (erst 1305 erwähnt) – für das Waadtland die volle Entwicklung der savoyischen Periode und den bevölkerungsmässigen Aufschwung des damaligen politischen Zentrums, wo sich jeweils die «Etats de Vaud» versammelten.

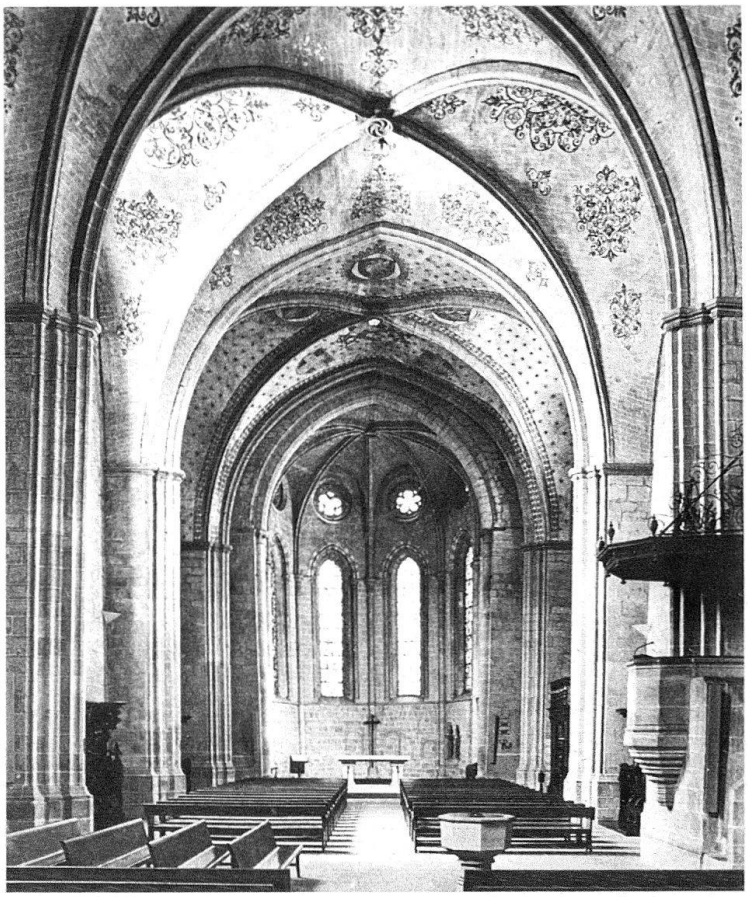
Die Kirche Saint-Etienne zu Moudon

Grundriss und Aufriss sind im Vergleich zur Kathedrale von Lausanne stark vereinfacht und auf die Ausmasse einer grossen Pfarrkirche reduziert; der querschifflose Bau ist mit Seitenschiffen und einem rechteckigen Chorraum, belichtet durch ein grosses

dreiteiliges und axial gelegenes Fenster, versehen. Die Wandpfeiler leiten sich vom zusammengesetzten Bündelpfeilertypus ab und die freistehenden Langhausstützen vom Vorbild des kantonnierten, von Reims beeinflussten Pfeilers. Die lokale Ausformung – ausserdem auch noch in Romont anzutreffen – zeigt einen runden Kernpfeiler, an den sich vier fast vollrunde Dienste lehnen; der Einfluss der Kathedrale macht sich im ungebrochenen Aufsteigen eines Teiles der Langhausstützen bis zum Gewölbeansatz bemerkbar. Das Motiv des Triforiums ist auf Dreiergruppen von Kleeblattbogen zusammengeschrumpft, die einfachen Nischen vorgeblendet sind; die Lichtgadenzone ist praktisch nicht ausgebildet, und eine Fensterrose durchbricht die westliche Giebelwand. Einzelne Elemente scheinen auf Einflüsse aus der Champagne hinzudeuten, und der skulpturale Bauschmuck, von verschiedenen, teilweise recht geschickten Händen stammend, beschränkt sich auf Kapitelle und Schlusssteine.

Der Aufschwung am Ende des ausgehenden 13. und im 14. Jahrhundert: ein regionaler Stil entsteht

Stadtkirchen und Spitalkapellen. Der Bau von Saint-Etienne in Moudon, wo eine hochentwickelte Architektur von fast höfischem Charakter aufscheint, zeigt vergleichbare Entsprechungen in den Choranlagen der Prioratskirche von Romainmôtier, von Saint-



Lausanne. Kirche St-François. Erster Bau des gotischen Flamboyantstils im Waadtland, letztes Viertel 14. Jh.

Martin in Vevey und – als fernen Abglanz – in der Prioratskirche von Contamines-sur-Arve (Haute-Savoie). Parallel dazu entwickelt sich vom ausgehenden 13. bis hin zur Mitte des folgenden Jahrhunderts eine ungeschliffenere, aber sehr reizvolle architektonische Strömung. Sie bevorzugt Frieskapitelle, häufig mit breit aufgerichtetem Blattwerk, viel seltener mit menschlichen Figuren oder Tierdarstellungen versehen. Dieser Stilvariante begegnet man namentlich im Chor der Pfarrkirche und im Kapitelsaal von Payerne, in den Chören von Montagny-les-Monts (Fribourg) und Saint-Etienne in Aubonne, in der Chapelle de Billens von Saint-François zu Lausanne, in der nordöstlichen Seitenkapelle der Kirche von Lutry (inbegriffen – wenigstens teilweise – deren ausserordentliche, reich durchbrochene Trennwand); selbst in Notre-Dame von Evian (Haute-Savoie) und schlussendlich im Schiff von Saint-Martin in Lutry (nach 1344 erneuert) ist sie anzutreffen.

Das zuletzt erwähnte Langhaus, dessen Gewölbe im späten 16. Jahrhundert renoviert worden sind, bildet eine geschlossene Gruppe mit den Schiffen von Saint-François in Lausanne, vor 1387 stark überholt, der Madeleine in Genf, aus derselben Zeit stammend, und wahrscheinlich auch der Madeleine in Lausanne (abgebrochen). Dieser Werkkomplex leitet sich vielleicht unter anderem von südfranzösischer Architektur ab: er charakterisiert sich bei einschiffigen Langhäusern durch die Anwendung von innern Strebepfeilern; sie bieten den Vorteil, die Spannweite der Spitzbogengewölbe zu vermindern und gleichzeitig ein grosses Raumvolumen zu gewähren.

Diese paar wenigen erhaltenen Monumente widerspiegeln allerdings nur unvollkommen den allgemeinen Aufschwung der Architektur im 14. Jahrhundert. Zusammen mit dem 13. Jahrhundert war dieses nämlich die Hauptepoche für die Errichtung von Stadtkirchen, deren Mehrzahl aber verschwunden oder umgebaut worden ist, und von Spitalkapellen, die damals in grosser Zahl gegründet wurden. Das einzige gut erhaltene Beispiel aus dieser Zeit ist die Kapelle der Trinité (Saint-Léger) in Genf – die beiden anderen noch existierenden Bauten in Villeneuve und Cully datieren von etwa 1236 und aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts.

Gleichzeitig zur italienischen Renaissance: «Renouveau flamboyant» in schlichter Formensprache

Wenn dem Zeugnis von Fenstermasswerk und von Wandpfeilern, die fast in die Gewölbe überfliessen, zu trauen ist, so taucht der gotische Flamboyantstil im Waadtland sehr frühzeitig auf. Er scheint erstmals im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts in Saint-François (Lausanne) unter dem Einfluss von Jean de Liège, dem Architekten des Grafen von Savoyen (auch Schöpfer des Chorgestühls von 1387 daselbst), aufzutreten; allgemein setzt sich aber dieser Stil nur mit Mühe vor der Mitte des 15. Jahrhunderts durch. So findet man ihn zwar bereits in den Chorseitenkapellen der Abteikirche von Payerne, wo den Gewölberippen eine zusätzliche Scheitel-Lierne beigefügt ist. Der neue Stil verbreitet sich jedoch nur zögernd und bleibt in unserer Region häufig mit einer Schlichtheit verbunden, die ihn schlussendlich besser charakterisiert als die dekorative Überladenheit, die man öfters als sein Hauptkennzeichen sehen wollte, die aber tatsächlich nur ein oberflächlicher Aspekt ist.

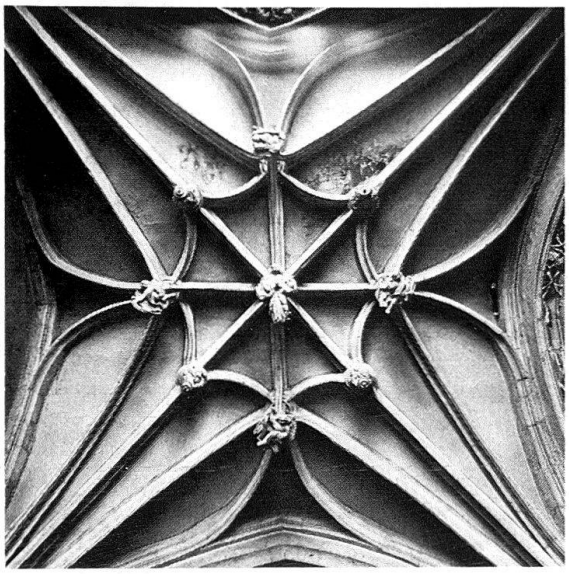
Da Kapitelle nun selten werden, konzentriert sich der bildhauerische Schmuck vor allem auf Konsolen und Schlusssteine, ausnahmsweise kann er auch einmal an den äusseren Strebepfeilern angebracht sein (Ollon, Villeneuve).

Vom ausgehenden 15. Jahrhundert bis hin zur Reformation häufen sich sowohl mehr oder weniger typische Um- und Neubauten von Kirchen als auch die Errichtung von Seitenkapellen (die schönsten in Moudon, Payerne, Orbe, Bavois und Bursins). Dies geschah in einem Ausmasse, dass man hier, wie auch in anderen Kunstlandschaften, von einem wahren «renouveau flamboyant», einer Erneuerung der Gotik, sprechen kann, die sich parallel und gleichzeitig zur italienischen Renaissance entwickelt hat.

Kurz vor der Reformation

Unter den besonders markanten Baudenkmälern müssen wir einige Pfarrkirchen besonders hervorheben, die trotz ihrer manchmal geringen Ausmasse Langhäuser – öfters ohne direkte Beleuchtung – mit Seitenschiffen besitzen:

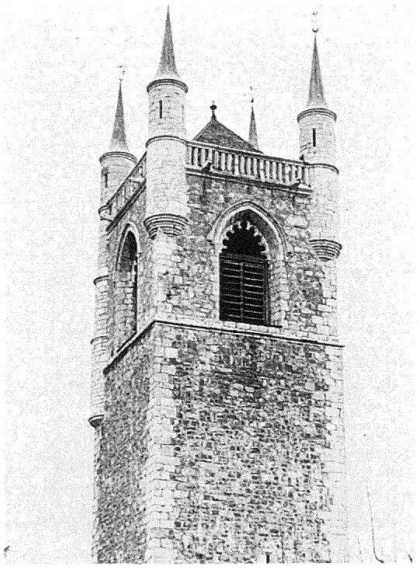
- Die Kirche Saint-Vincent von Montreux weist einen polygonal geschlossenen Chor (umgebaut ab 1495) von eleganter Einfachheit auf.

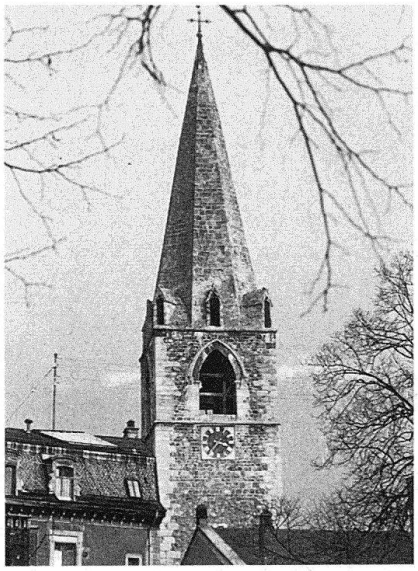


Orbe. Kirche Notre-Dame. Netzgewölbe mit Abhängling, um 1522–1525

- Das Langhaus von Saint-Martin zu Vevey, errichtet von 1522 bis ungefähr 1532, ist das ehrgeizigste Werk dieser Zeit; es zeigt geräumige Seitenschiffe, systematisch auf regelmässig angelegte Seitenkpellen geöffnet, und dürfte offensichtlich von Bourg-en-Bresse oder gar von Bern beeinflusst sein. Der Werkmeister, François de Curtine, lange in Payerne niedergelassen, aber Bürger von Genf, schuf hier ein ganzes Netz von Gewölberippen mit unterbrochenen Liernen, rein dekorativen, statisch unnötigen Zierrippen, die in Tierbüsten endigen – ein scheinbar einzigartiger Fall.
- Ein anderer Genfer Bürger, Jean Contoz, Mitarbeiter am Westportal der Lausanner Kathedrale, erbaute wahrscheinlich seit 1521 die Kirche von Saint-Saphorin (Lavaux), unterstützt vom Bischof Sébastien de Montfalcon: stärker noch als die Gotteshäuser von Saint-Aubin bei Payerne (1516–1519) oder von La Sagne (Neuchâtel; 1521–1526) oder selbst die Kirchen der Franche-Comté, vereinigt dieser Bau Schiff und Chor zu einem einzigen Raum. Der Baumeister hat sich dabei nur einiger Varianten in den Wölbungsformen bedient (einfache Kreuzrippengewölbe im Langhaus sind reichen Netzgewölben im Chor gegenübergestellt), um die unterschiedliche liturgische Bedeutung der einzelnen Raumteile auszudrücken (Abb. S. 233).
- Das an sich sehr nüchterne Schiff von Notre-Dame in Orbe wird von drei Kapellen flankiert, die mit komplizierten Netzgewölben bedeckt sind; aus ihnen lösen sich mehr oder minder gewaltige Abhänglinge, frei hängende Schlusssteine; derjenige in der Chapelle de la Vierge stellt ein extremes Beispiel dieses Typs dar, das nur noch mit Mièges in der Franche-Comté vergleichbar ist. Der Schöpfer ist Antoine Lagniaz – «Meister in der Kunst der Baumeister», wie ihn Pierrefleur, Zeitgenosse und Stadtchronist, nennt –, der bereits vor 1522 und mit Sicherheit noch im Jahre 1524 hier arbeitete. Obwohl in Orbe niedergelassen, dürfte er, wie viele seiner Kollegen früher schon, aus der Franche-Comté stammen. Seine Schöpfungen, darunter der Chor der Kirche von Oulens, zeichnen sich durch die üppige Verwendung dekorativer Skulpturarbeiten aus; die verdrehten und eigenartig stilisierten Figuren sind zwar ohne grosse Feinheiten, aber recht wirkungsvoll. Dass er tatsächlich auch noch Bildhauer

Glockentürme der Spätgotik. Links der Typus mit Ecktürmchen (St-Martin in Vevey, 1497–1511), rechts der Typus mit hochgemauertem Spitzhelm (St-Clément in Bex, 1501)





war, bezeugt der Bannerträger auf der Brunnensäule der Place du Marché in Orbe, den wir wahrscheinlich ihm zu verdanken haben.

Die Glockentürme der Spätgotik

Einige Glockentürme aus dem Flamboyant sind, als Einzelmonumente betrachtet, gut gelungene und reife Werke. Repräsentativ sind neben den archaisierenden Beispielen vor allem zwei Typen:

- Die erste Gruppe umfasst Türme mit einer Bekrönung von Ecktürmchen unterschiedlicher Form und Anordnung, die vom Vorbild der Lausanner Kathedrale beeinflusst sind und manchmal einen fast kriegerischen Eindruck machen können (Saint-François in Lausanne, Cossonay, Orbe, Avenches, Payerne, Estavayer, Romont, Saint-Martin in Vevey).
- Eine zweite Reihe bilden die Glockentürme mit schlanker, ganz aus Stein hochgemauerter Spitze, die sich am Haut-Léman und im Chablais erheben. Die elegantesten stammen zweifellos von Jean Dunoyer aus Vouvry – tätig vor allem in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts –, den man deshalb auch den «Meister der schönen Glockentürme» nennen könnte (Montreux, Bex, Le Châble und Vollèges im Val de Bagnes).

Blüte und Verschwinden der gotischen Klosterbauten

Die klösterliche Architektur hat unter der Zweckentfremdung durch die Reformation besonders stark gelitten. Einst wies sie zahlreiche gotische Elemente auf, die aber nur noch bruchstückhaft oder dann in vielfach umgebauten Überresten fassbar sind (Payerne, Romainmôtier, L'Abbaye); eine Ausnahme stellt der kleine Kreuzgang der ehemaligen Kartause von La Lance – um 1318/1328 – dar.

L'architecture gothique

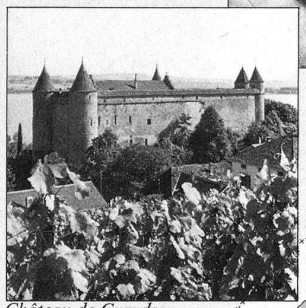
Principaux exemples

- Architecture religieuse
- Architecture militaire, châteaux
- Maison forte, édifice civil
- Sculpture
- Vestiges d'enceinte urbaine
- Partiellement d'une ou des époque(s) indiquée(s)

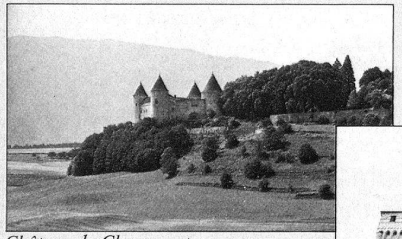
Fin 13e et 14e siècle

Fin 14e siècle et jusqu'en 1536

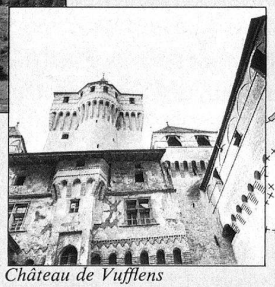
Cloître de La Lance



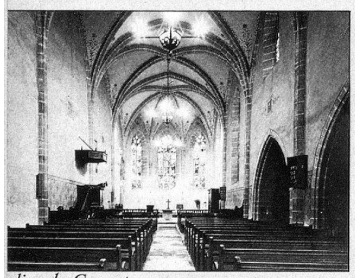
Château de Grandson



Château de Champvent



Château de Vufflens

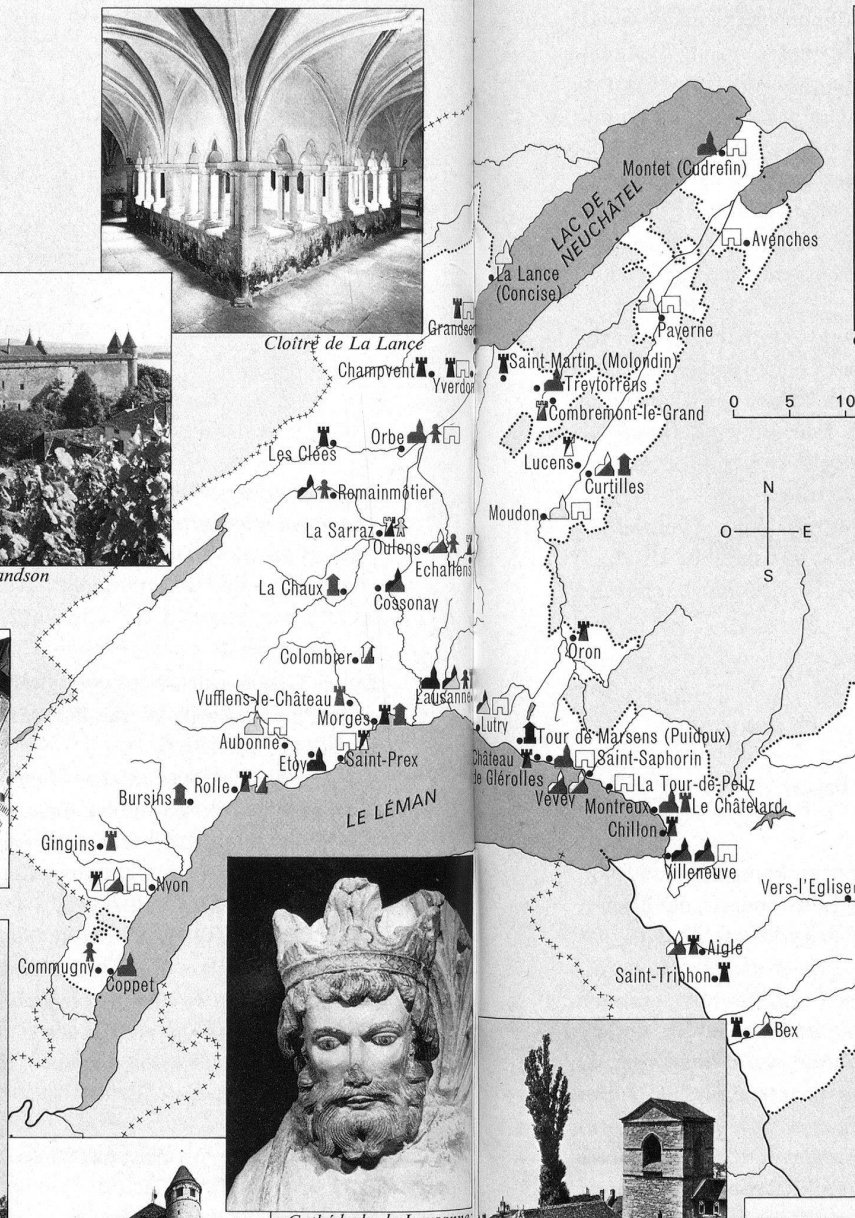


Église de Coppet

Saint-François, Lausanne

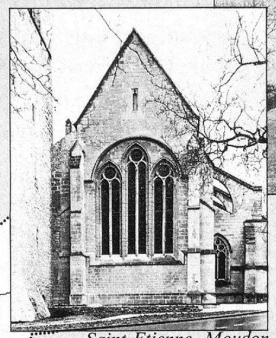
Château Saint-Maire, Lausanne

Cathédrale de Lausanne: David, statue du portail peint



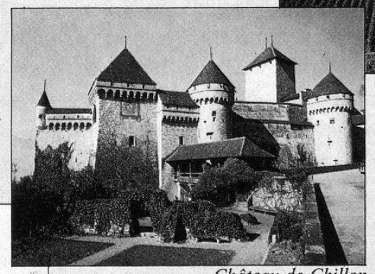
Château de Lucens

Château d'Oron

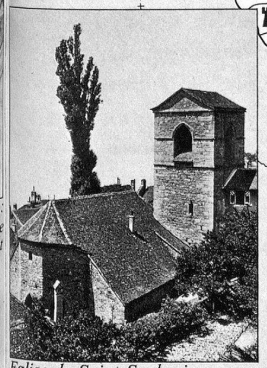


Saint-Etienne, Moudon

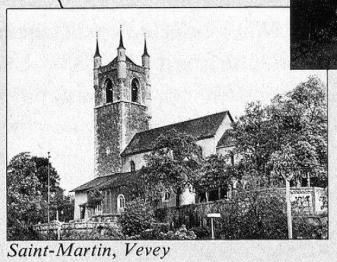
Château d'Aig



Château de Chillon



Église de Saint-Saphorin



Saint-Martin, Vevey

Die Klöster der Bettelorden waren ausschliesslich Gründungen der Gotik gewesen, wie jene von Lausanne (Dominikaner und Franziskaner), Nyon, Grandson, Morges – aus einer späteren Zeit und berühmt für seine Schönheit, Sainte-Catherine-du-Jorat, Coppet und die Frauenkonvente von Vevey und Orbe. Von alledem überlebten nur Saint-François in Lausanne, das kleine Dominikanerkloster in Coppet mit seiner einschiffigen, polygonal geschlossenen Kirche von nüchternen und zugleich harmonischen Formen (anfangs 16. Jahrhundert) und schliesslich Sainte-Claire in Vevey (etwa 1422). Diese ehemalige Klarissenkirche hat ihr ursprüngliches Grundschema, ein dreischiffiges Langhaus mit einfachem rechteckigem Chor, trotz der einschneidenden Erneuerungen des 18. Jahrhunderts bewahren können.

Unter den übrigen gotischen Gotteshäusern, die zwar von klösterlichen Orden abhingen, zu gleicher Zeit aber auch als Pfarrkirchen dienten, ist neben jener von Lutry und anderen auch die Kirche von Etoy zu erwähnen. Einst im Besitze der Chorherren vom Grossen St. Bernhard, wurde sie um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut; sie zeigt unter dem heute vermauerten Triumphbogen immer noch die Schrankenmauer, die ehemals den Mönchschor vom einschiffigen Laienraum trennte.

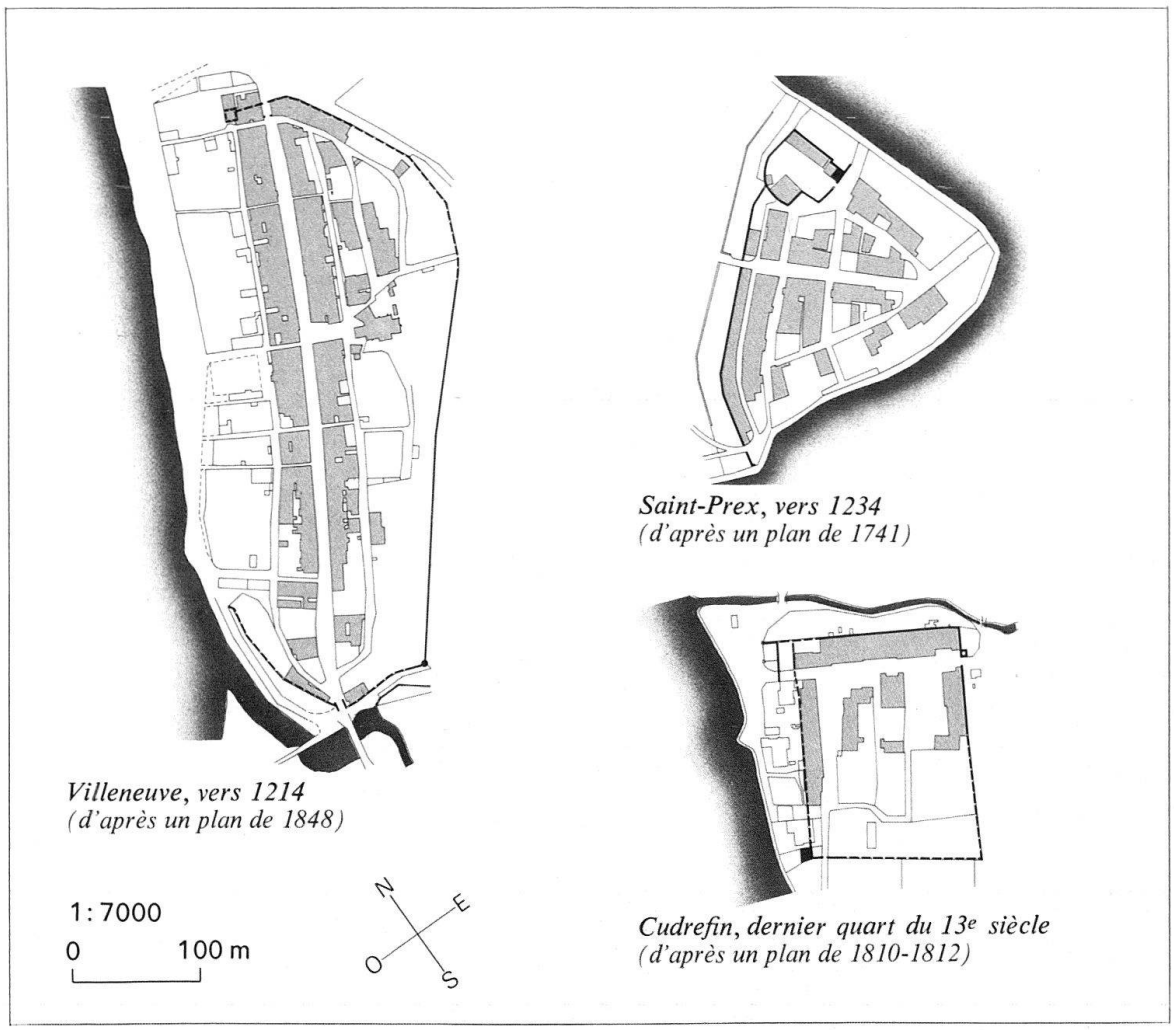
Ein Spezialfall ist schlussendlich die Pfarrkirche von Payerne. Um 1335 erhielt sie nach dem Vorbild der nördlich der Alpen errichteten Bettelordenskirchen ein dreischiffiges, flachgedecktes Langhaus, das starke Ähnlichkeiten mit der Augustinerkirche in Fribourg aufweist.

STÄDTEBAU UND PROFANARCHITEKTUR ZUR ZEIT DER GOTIK

Das schöpferische Fieber des 13. und 14. Jahrhunderts

Während mehr als 5 Jahrhunderten hat die städtebauliche Entwicklung des Waadtlandes hauptsächlich von den Stadtgründungen des 13. und 14. Jahrhunderts, der Epoche eines wahren schöpferischen Fiebers, zehren können: wohl das schönste Zeugnis, das man deren Erbauern ausstellen kann. Diese «villes neuves», immer noch bewundernswert wegen der Klarheit ihrer Anlage, ihrer Regelmässigkeit und ihrem erstaunlich zeitgemässen Charakter, könnten manchen heutigen Stadtplaner inspirieren.

Schöpfungen des Bischofs oder des Kapitels von Lausanne, des Grafen von Savoyen oder auch etwa von weniger bedeutenden Adeligen, zeigen sie typische Grundkonzepte, die aber weniger nach der Form ihrer äusseren Begrenzung (rechteckig, oval usw.), sondern eher nach ihrer inneren Organisation zu beurteilen sind, wie Paul Hofer aufgezeigt hat. Für uns aber, die wir ja nie die ursprüngliche architektonische Substanz in ihrer Vollständigkeit kennen können, erschliessen sich diese urbanen Strukturen vor allem im Grundriss. Dies spielt allerdings keine allzu wichtige Rolle, handelt es sich hier doch in erster Linie um eine Ästhetik des Grundschemas – wenn sich der Gründer überhaupt darum gekümmert hat –, das die Jahrhunderte mit ihren immer dauerhafteren Bauten bevölkert haben.



Drei Typen der Städte des Waadtlandes. Schematische alte Pläne mit Angabe der Umfassungsmauern

DIE « VILLES NEUVES » UND DIE BEWUNDERNSWÜRDIGE KLARHEIT IHRER GRUNDSTRUKTUREN

Die für uns interessanten Stadtgründungen sind seit 1214 (Villeneuve) jene, die eine längsgerichtete Verkehrsachse, begleitet von parallelen Seitenstrassen (untereinander durch kurze Quergassen verbunden) aufweisen und manchmal an den beiden Siedlungsenden leicht abgerundet sind. Beeinflusst von den Zähringergründungen des 12. Jahrhunderts wie Bern, Fribourg oder Murten, findet man dieses Schema, das zu Beginn immer zwei Haupttore besitzt, mehr oder minder deutlich in Villeneuve, Avenches, Bulle, Yverdon, La Tour-de-Peilz, Morges, Rolle und auch andernorts. Einen Spezialfall zeigt Saint-Prex, 1234 gegründet, wo dieser Grundplan in selten reiner Symmetrie der Kopfsituation einer dreieckigen Landzunge angepasst worden ist.

Viel weniger häufig und auch weniger wandlungsfähig sind die Siedlungskonzepte mit konzentrisch geführtem Verkehr. Beispiele sieht man in Payerne, hier empirisch

angewandt, und in entschiedener Art vor allem in Cudrefin und L'Isle. Die neuen Quartiere der bereits bestehenden Städte sind manchmal planmässig wie eigentliche Neugründungen angelegt und behalten häufig deren Orientation auf die ursprünglichen Stadteingänge bei (Vevey, Moudon, Estavayer, Lutry, Cossonay, Orbe, Aubonne...).

Markthallen, Spitäler, Rathäuser und Stadtkirchen entstehen vom 13. bis zum 15. Jahrhundert in den Städten

Soweit man überhaupt wissen kann, beruht die Parzellierung und damit zweifelsohne auch die gesamte Konzeption dieser Neustädte nicht auf dem zähringischen Prinzip der unterteilbaren Hofstätten (casae), sondern auf dem Häusergrundstück selber, dem «chesal». Dominierend ist der Verteidigungswille: er manifestiert sich im Vorrang, den der Bau einer Stadtmauer besitzt, die zuerst aus Holz und später, so bald als möglich, in Stein errichtet wird.

Der städtische Aspekt zeigt sich aber auch im Bau von aneinandergereihten Häusern, später streng reglementiert, in der gemeinsamen Organisation von Wasserversorgung und Ableitung des Schmutzwassers und in der Pflästerung der Strassen; dann aber auch in der Aufteilung des Siedlungsareals, wo schon während der Gründung – wie das Beispiel von Saint-Prex zeigt – der Platz für Schloss, Markt, Kapelle oder selbst einen Hafen – die hiesigen Neustädte liegen ja häufig am See – ausgespart wird. Die städtische Siedlungsform ermöglicht aber nicht nur Kollektivverteidigung und Handel, sondern auch Kunsthandwerk, bürgerliches Gemeinschaftsgefühl und eine gewisse kulturelle und religiöse Aktivität, diese häufig durch die Bettelorden ins Leben gerufen. Hier sieht man nun neue Gebäudetypen entstehen: Markthallen (seit dem 13. Jahrhundert), Spitäler mit ihren Kapellen (vor allem im 14. Jahrhundert), Rathäuser (nicht vor dem 15. Jahrhundert), städtische Filialkirchen und Dominikaner- oder Franziskanerkirchen (seit dem 13. Jahrhundert), die sich, die einen wie die andern, auf Kosten der alten Pfarrkirchen erheben.

Einem weiteren typisch städtischen Element, Laubengängen in der Art der benachbarten Regionen wie Bern, Fribourg, Savoyen, Bresse, Norditalien, begegnet man – zum Teil auch nur ansatzweise – in Avenches, Coppet, Nyon, Moudon, Orbe, Estavayer, Lausanne, Vevey, Cossonay.

Die Errichtung von steinernen Häusern

Verteidigungstechnische Gründe beim Schlossbau und Massnahmen zur Verhinderung der gerade in Siedlungen überaus häufigen Brände führten zu einer Verbreitung des Steinbaus und der Ziegelbedachung. Die ersten steinernen Häuser entstehen bereits im ausgehenden 12. Jahrhundert, und seit dem Ende des Mittelalters werden Steinbauten von verschiedenen städtischen Reglementen sogar systematisch verlangt. Es sind natürlich auch jene Häusertypen, die die ältesten Zeugnisse hinterlassen haben und die

Morges. Beispiel eines spätgotischen Steinhauses: das ehem. Weisse Kreuz, anfangs 16. Jh.

mit Ausnahme des spätromanischen Hauses in der Cité-Devant in Lausanne aus der Spätgotik stammen (Rue, Estavayer, Lutry, La Sarraz, Morges usw.). Ein genaues Studium der häufig wenig veränderten Kellergeschosse – dort wo sie überhaupt üblich sind – könnte eine bessere Kenntnis der Architektur des 13. und 14. Jahrhunderts erbringen.

Die gut erhaltenen Beispiele von spätgotischen Stadthäusern besitzen meist über einem Erdgeschoss zwei Etagen. Diese werden von Fensterreihen mit Eselsrückenbogen durchbrochen; die Fenster sind häufig mit Mittelstützen oder steinernem Fensterkreuz versehen und ruhen auf Kaffgesimsen, die sich quer über die Fassade ziehen.

DIE MILITÄRISCHE ARCHITEKTUR DER GOTIK

Zwar wird die Entwicklung des Burgenbaus vor allem der Geschichte der materiellen Zivilisation zugeteilt; sie besitzt aber durchaus auch künstlerische Aspekte, vorwiegend romantischer und malerischer Art, aber auch – und deshalb soll sie an dieser Stelle be-

handelt werden – ausgesprochen ästhetischer Art, sei es nun in einem eigentlich architektonischen oder nur in einem rein dekorativen Sinn.

Ausgeprägte Schlosstypen: nach festen Regeln errichtete Bauten mit spiralförmigem Zugangsprinzip

Das Waadtland weist gerade in dieser Hinsicht eine bedeutende Zahl interessanter und relativ gut erhaltener Schlösser auf. Einige darunter leiten sich von einer funktional bestimmten Ästhetik ab, die in romanischer oder gar vorromanischer Zeit und darum auch in der Holzarchitektur wurzelt, die auf fortifikatorischem Gebiet dem Steinbau bis ins ausgehende 12. Jahrhundert den Platz streitig machte. Es handelt sich dabei um planmässig nach einem spiralförmigen Zugangsprinzip angelegte Burgen, an deren exponiertestem Punkt des Beringes ein Bergfried – seit der Mitte des 13. Jahrhunderts häufig rund – als letzter Zufluchtsort plaziert ist. Wegen der spiralig um den eigentlichen Festungskern angeordneten Abfolge von Vorwerken, Zugängen und Durchschlüpfen kann dieser Hauptturm erst zuallerletzt erreicht werden; dabei bleibt der Weg stets nach rechts gedreht (die ungünstigste Position für den Angreifer) und erst noch ständig unter der drohenden Kontrolle des Bergfrieds.

Das nahezu vollkommene Beispiel dieses Typs ist das Schloss von Lucens, das wahrscheinlich im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts durch Bischof Guillaume de Champvent erneuert wurde (vgl. Abb. S. 241). Immer noch besitzt es eine innerste Kernzone, dominiert vom majestätischen, praktisch unversehrten runden Bergfried, und vom eigentlichen, tiefer gelegenen Schloss durch einen breiten Graben getrennt; den Palas, das Hauptgebäude – durch die Berner restauriert – benutzte man als Landsvogtssitz. Umschlossen von einer doppelten Ringmauer und beschützt von einem wahren Überfluss an Festungsbauten (rückwärtig gelegenes Vorwerk mit zwei Brücken usw.), wurde der ganze Komplex noch durch ein befestigtes, unüberbautes Zufluchtsareal (receptum) und ein Städtchen (burgum) vervollständigt, dessen Überrest die Kapelle Sainte-Agnès aus dem 14. Jahrhundert bildet.

Das gleiche Grundschema findet oder fand sich, mindestens teilweise, auch in Belmont-sur-Yverdon, Orbe, Ouchy, Rue, les Clées usw. und ist selbst in viel jüngeren, bescheideneren Schlössern wie Combremont-le-Grand und Baulmes (Pfarrhaus) und in einzelnen, fast gänzlich verschwundenen kleinen Bergstädtchen (Dommartin, Villarzel, Essertines-sur-Yverdon, Saint-Martin-du-Chêne) noch feststellbar.

In der Ebene gelegene Schlösser: der Vier-Turm-Typus und seine Verbindungen zu England

Andere Schlossbauten lassen sich von einer mehr klassischen Ästhetik ableiten, die auf dem Prinzip der strengen Symmetrie, direkt oder indirekt von der Antike beeinflusst, fusst: es handelt sich um regelmässig und geometrisch angelegte Burgen mit viereckigem Grundriss. Ihr Typus verdankt zwar einiges der französischen Festungsarchitek-

tur; hat aber wahrscheinlich auch eine wichtige Rolle im englischen und vor allem im walisischen Schlossbau gespielt; beispielsweise hat der Werkmeister von Yverdon, Jacques de Saint-Georges, in den erwähnten Gebieten gearbeitet.

Diese fast immer in der Ebene gelegenen Burgen besitzen in der lokalen und schlichteren Ausformung vier runde Ecktürme, von denen einer, etwas stärker ausgebildet, als Bergfried dient. Die Wohngebäude im Innern des Gevierts lehnen sich an die Verbindungsmauern und sind um einen grossen, manchmal etwas erhöhten Hof gruppiert (Yverdon, Morges). Sie lassen dabei den Bergfried, der vermutlich zusätzlich durch eine nur selten erhaltene innere Mantelmauer isoliert war, frei.

Auf Yverdon (1260–1261), ältestes Beispiel dieser Art, und Morges (1286–1287), zwei savoyardische Gründungen, folgen Champvent und wahrscheinlich auch Grandson, beide im Besitz der bedeutenden Dynastie derer von Grandson; wie die Savoyer unterhielten auch sie enge Beziehungen zum englischen Hof. Den eben erwähnten Schlössern lassen sich die bescheideneren Anlagen von Estavayer, Bulle und ehemals vielleicht auch Coppet anschliessen, wo drei der vier Rundtürme durch Türmchen oder gar nur Scharwacherker ersetzt worden waren. Bewusst trapezförmig konzipiert, lassen sich auch das Schloss von Rolle und die verschwundene Burg von Sainte-Croix dem gleichen Grundschema zurechnen. Alle diese erwähnten Schlösser sind darüber hinaus noch mit Vorstädtchen oder «villes neuves», grossangelegten Neugründungen, verbunden worden (Yverdon, vgl. Abb. S. 255).

Das Ende des Mittelalters bringt als Antwort auf den Fortschritt von Artillerie und Belagerungstechnik eine neue Vervollkommnung der herkömmlichen Verteidigungsbauten (Maschikulis, Kanonenscharten usw.) hervor und führt auch eine grössere Variationsbreite im Burgenbau mit sich. So werden nun sogar Schlösser mit grossen Wohntürmen errichtet (Aigle, um 1482–1488; bernisch).

Eine Modeströmung, von piemontesischen oder lombardischen Werkmeistern eingeführt: die Schlösser aus Backstein

Interessantestes Phänomen dieser Epoche ist die Backsteinarchitektur, im Waadtland und in Genf durch Werkmeister aus dem Piemont oder der Lombardei ausgeübt – der Beweis dafür ist vor kurzem erbracht worden. Es handelt sich hier also um eine importierte Architektur, eine Modeströmung, die im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts beginnt und – mit ein paar Ausnahmen – zur Zeit der Burgunderkriege wieder erlischt. Sie betrifft die profane (erstes Rathaus von Lausanne) wie auch die religiöse Baukunst (Saint-Gervais in Genf), vor allem aber die Militärarchitektur; sie umfasst Stadtmauern (Nyon, Genf, Lausanne) und grössere oder kleinere Schlösser (Saint-Maire und Evêché in Lausanne, Châtelard-sur-Montreux, Vufflens, Estavayer, Le Rosey bei Rolle). Fast immer verbinden sich dabei Ziegel- und Steinbauweise, so bereits im Falle von Verrès im Aostatal (um 1390), dessen Einfluss überragend für das Waadtland war. Das typischste und vollkommenste Beispiel für die Backstein- und zugleich auch für die Festungsarchitektur des 15. Jahrhunderts, das Schloss von Vufflens, besteht offenbar gänzlich aus Ziegelwerk und stellt eine Ausnahme dar (vgl. Abb. S. 219).

Die Verwendung von Backstein erlaubt es, an den Bauten eine graphisch und leicht plastisch wirkende Dekoration anzubringen, ohne dazu die kostspielige Mitarbeit eines Bildhauers beanspruchen zu müssen. Mittels der nicht sehr zahlreichen und daher oft wiederholten ornamentalen Grundformen (Klötzchen- oder Zahnfriese, Horizontalbänder usw.) und verteidigungstechnisch notwendigen Elemente (Schwalbenschwanzzinnen und Maschikulis auf Konsolen) bemühten sich die Baumeister, wirkungsvolle und abwechslungsreiche Zinnenbekrönungen zu erfinden. Manchmal wurden diese durch einen weissen Verputz noch zusätzlich hervorgehoben.

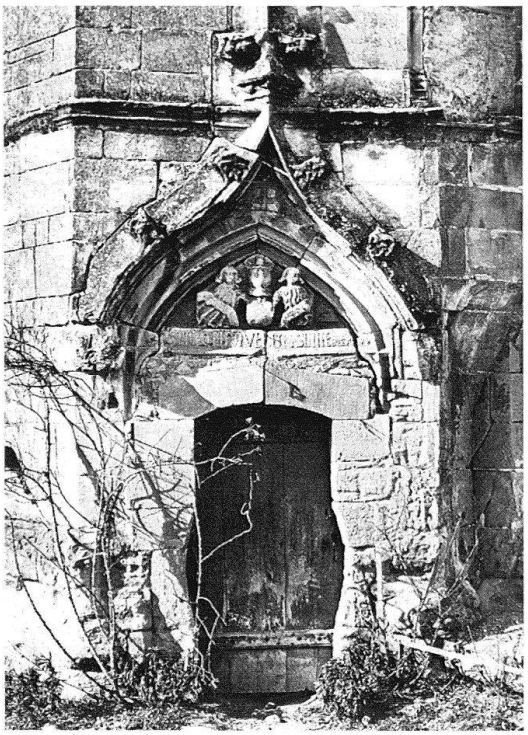
Ein Meisterwerk: das Schloss von Vufflens

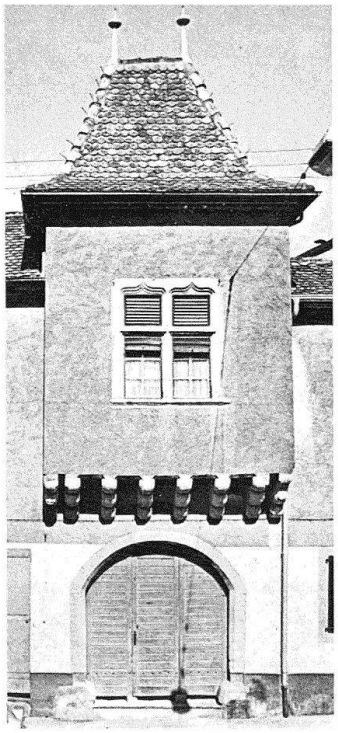
Das Schloss von Vufflens wurde vor 1434 durch Henri de Colombier, den Vertrauten von Herzog Amédée VIII, dem späteren Gegenpapst Felix V, errichtet. Seine bauliche Vielfalt, seine Monumentalität, der Reichtum seines Bauschmucks, noch lesbar durch den recht guten Zustand, stempeln es zum Hauptwerk der westschweizerischen und paradoxerweise auch der piemontesischen Militärarchitektur. Trotzdem dürfte das Schloss nicht nur aussschliesslich norditalienisch beeinflusst sein: das spiralförmige Zugangsprinzip, obgleich streng geometrisch systematisiert, ist vom Vorgängerbau übernommen worden, und im übergrossen Wohnturm scheint vielleicht das Vorbild des königlich-französischen Donjons von Vincennes durch. Einem als «maison forte» ausgebildeten Palas – ein selbständig zu verteidigender Hauptbau mit vier runden Ecktürmchen – und einem von hohen Ringmauern umschlossenen Hof steht eine «motte», ein Turmhügel, gegenüber. Von regelmässig angelegten Befestigungen umgrenzt, erhebt sich in seiner Mitte der riesige, viereckige Bergfried, zusätzlich von einem Schutzmantel mit quadratischen Ecktürmen verstärkt. Sämtliche Ringmauern, alle Türme, alle Fassaden waren ursprünglich mit einer Maschikulibekrönung versehen; ausgenommen blieben nur die ehemals gezinnten Zwingermauern, die alle drei Teile des Schlosses – Palas, Hof und Turmkomplex – rings umschliessen. Diese kriegerische Allüre und der ausgeklügelte Perfektionismus der Verteidigungsanlagen machten aus dem Schloss nicht nur einen reinen Repräsentationsbau, wie allzuoft behauptet wurde, sondern auch ein Werk von beachtlichem fortifikatorischem Wert – ein Wert, der letztlich aber die immer wirksamere Anwendung der sich immer rascher entwickelnden Artillerie nicht überdauern konnte.

Zahlreiche «maisons fortes» entstehen

Die Schlösser Saint-Maire (Lausanne) und Châtelard und selbst der Palas von Vufflens wurden vom Typus des festen Hauses, der «maison forte», geprägt – Ergebnis einer Vermischung französischer und italienischer Einflüsse, die bereits um 1390 in Verrès ein überzeugendes Vorbild hervorgebracht hatte. Neben diesen neu angelegten Schlössern erhoben sich immer zahlreichere feste Häuser, die dazu neigen, mit der Architektur des einfachen Wohnhauses zu verschmelzen; den Endpunkt dieser Entwicklung il-

Rolle. Spätform der «Maison forte»: Colombier-sur-Morges. Eingangspforte zum Treppenturm, Ende 15. Jh. – Maison d'Allinges, um 1520.





lustrieren die interessanten Überreste der Hauptgebäude der Schlösser von Illens (Fribourg) um 1475, und von Colombier-sur-Morges aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Was die kleineren Schlösser oder die festen Häuser in den Städten anbelangt, so sind sie nur selten erhalten geblieben. Stellvertretend für die Spätform dieses Typs kann die Maison d'Allinges in Rolle gelten (um 1520); dem ehemaligen Eingang ist hier ein strassenseitiger Hof vorgelagert, der von einem malerischen Tor mit einem nur noch Repräsentationszwecken dienenden Erkertürmchen abgeschlossen wird.

Die Weiterentwicklung der Stadtmauern in der Gotik

In fast allen Städten sieht die Gotik das Entstehen neuer Ringmauern oder zumindest ihre Erweiterung. Gute Beispiele dieser Entwicklung existieren noch in Avenches, Payerne, Murten, Estavayer und vor allem in Romont. Die Stadtmauern werden nun durch Türme verschiedenster Form verstärkt: rechteckig oder rund, ringsum geschlossen oder auf der Rückseite offen, mit Zinnen oder noch zusätzlich von einem Maschikulikranz gekrönt. Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts sinken diese Türme unter dem Einfluss der immer wirksameren Feuerwaffen auf die Höhe der anschliessenden Stadtmauer ab; sie neigen nun dazu, sich zu Bastionen umzuformen. Eine parallel laufende Entwicklung findet auch in einigen bedeutenderen Schlössern statt, die ebenfalls eine neue oder erneuerte, mit Türmen versehene Ringmauer erhalten (Chillon, Ouchy, Estavayer, Aigle ...).

Übersetzung: lic. phil. I Jan Straub, Kdm.-Redaktor